

Jenseits von Gut und Böse?

Vladimir Sorokins Roman «Die Herzen der Vier»

Vladimir Sorokin, Jahrgang 1955, ist ein Sonderfall der russischen Literaturszene: Während er es in Westeuropa immer wieder schafft, als ebenso begabtes wie schockierendes *Enfant terrible* der russischen Avantgarde in die Schlagzeilen der Literaturkritik zu geraten, kennt in Russland kaum jemand auch nur seinen Namen. Das hat seinen Grund nicht nur in der erschwerten Zugänglichkeit seiner hauptsächlich im Westen publizierten Texte: Wie kaum ein anderer destruiert Sorokin den traditionellen Wertekanon der russischen Literatur – ein Vorhaben, das gerade in Russland mit dem ausgeprägten didaktischen Impetus anerkannter Schriftsteller wie Lew Tolstoi oder Andrei Platonow kollidiert.

Sorokin provoziert bewusst: Mit unverhohlener Lust am Detail entfaltet er vor dem Leser ein obszön-monströses Panoptikum. Wie weit das gehen kann, zeigt deutlich sein neuester Roman, «Die Herzen der Vier»: Die besagten Vier – Genrich Ivanyc, der pubertierende Junge Sereza, die Spitzensportlerin Olga und der kaltblütige Anführer Rebrov – jagen einem nicht näher bekannten Projekt nach, ihre Handlungen werden von einem geheimnisvollen Spiel gelenkt, das rätselhaft-bedeutsame Zahlenkombinationen auswirft. Im Namen dieses Spiels werden nacheinander Serezas Eltern umgebracht und seziert, Rebrovs Mutter zu Saft gepresst und schliesslich – nach einer Reihe weiterer ekelregender Folderszenen – die Herzen der Vier von einer eigenartigen Vorrichtung zu Spielwürfeln geformt. Sorokin entwirft in seinem Roman eine Welt, die das Leben als unnatürlichen Spannungszustand erfährt. Seine Auflösung findet das dem Körper entfremdete Bewusstsein nur im Akt der Sekretion. Bei der Darstellung dieses Vorgangs schreckt der Autor auch vor den letzten Tabus nicht zurück: Der «Hirnfick» einer schwangeren Frau markiert den traurigen Höhepunkt eines Textes, der die letzte Achtung vor der Würde des Menschen verloren hat. Sorokins apokalyptische Vision verdreht den Zeugungsakt in sein Gegenteil: Die Ejakulation spendet nicht Leben, sondern bringt einen qualvollen Tod. Das Ausfliessen der Körpersäfte steht chiffrenhaft für die triebhafte Einebnung alles Lebendigen – der Samenerguss bildet mit dem Verbluten eine semantische Achse. In Sorokins fiktionalem Entwurf haben geistige Werte jeglichen Sinnkredit eingebüsst: Die Versaftung des Menschen stellt nur die letzte Konsequenz einer Anthropologie dar, die den Menschen auf seine

«Biomasse» reduziert.

Auf die Ungeheuerlichkeit seiner Prosa angesprochen, hat Sorokin in einem Interview die totale Autonomie des Textes unterstrichen. Moralische Einwände gegen seine Literatur seien ihm unverständlich: Es handle sich ja schliesslich nur um Buchstaben auf dem Papier. Brutalität und Pornographie faszinieren Sorokin als reines Gedankenspiel: Der Text wird hier zur Droge, mit der sich der Autor selbst betäubt. Sorokin rechnet mit einer Hermeneutik, die ein Rezeptionsproblem gar nicht kennt: «Ich muss sagen, dass ich den Leser als solchen nie berücksichtige. Mich hat immer nur der Text in seinen Bann geschlagen. Bis heute verstehe ich nicht, warum das, womit ich mich beschäftige, auch anderen gefällt. Das ist mein persönliches Problem, ein Problem meiner Psyche, ich löse es ausschliesslich zusammen mit dem Papier.»

Das unheimliche Crescendo, in dem Sorokin die Reduzierung des Menschen auf das Körperliche, schliesslich das Gegenständliche vorführt, übertönt allen fiktionalen Sinn in einem schockierenden Fortissimo. Damit zersetzt Sorokin aber eines der ersten Anliegen von Literatur: im zufällig-gleichgültig dahinfließenden Leben einen abgeschlossenen Raum von Bedeutsamkeit zu schaffen. Was sich zwischen den beiden Buchdeckeln von Sorokins Roman abspielt, führt solche Erwartung endgültig ad absurdum: Geboten wird hier kein sinnstiftender Gegenentwurf zum Leben, sondern die ins Pathologische vorangetriebene Darstellung einer Wirklichkeit, die ihren Kindern beim Morden und Quälen gelangweilt zuschaut. In dieser Hinsicht fügt sich «Die Herzen der Vier» nahtlos in eine Reihe früherer Texte ein, die das schockierende Schauspiel des zuckenden, schleimenden, schwitzenden Fleisches in allen Variationen zelebrieren. Der Roman «Marinas dreissigste Liebe», der Erzählband «Der Obelisk» und neuerdings auch das Prosastück «Ein Monat in Dachau» markieren Punkte einer Entwicklung, die auch den Text zum geistigen Exkrement degradiert.

Schade um Sorokin. Mit seinem frühen Roman «Die Schlange» (1985) hat er selbst den Beweis angetreten, dass experimentelles Schreiben durchaus künstlerisch anspruchsvoll sein kann: Dieser Text ist als Protokoll einzelner Dialogfetzen konzipiert, Gesprächspausen werden durch leere Seiten wiedergegeben. Sorokin findet in der Warteschlange ein überzeugendes Bild für die Einglie-

derung des postmodernen Menschen in den anonymen Körper der Masse. Die Schlange saugt die Individualität des Einzelnen auf und erscheint schliesslich sogar als selbständiges Aussagesubjekt.

Von dieser Originalität ist in «Die Herzen der Vier» nichts mehr übriggeblieben. Sorokins neuester Roman führt in eben jenes intellektuelle Dunkel, in dem sich auch seine Figuren befinden: Er weigert sich, den Gehalt seiner Aussage zur Kenntnis zu nehmen. Genau hier liegt die Gefährlichkeit von Sorokins neueren Texten: Wie selbstverständlich wird erschossen, amputiert, vergewaltigt, gedemütigt. Die Differenz zwischen Gut und Böse versinkt in einer Lache von Blut,

Kot und Sperma – auf dem Papier, wie Sorokin immer wieder betont hat. Die Folgen einer solch zynisch-aggressiven Literaturkonzeption sind allerdings schwerwiegend: Sorokin katapultiert sich mit seinem Programm der «Psychopathologisierung des Textes» aus dem kulturellen Diskurs der Gegenwart. Der autonome Text ohne jeden Wirklichkeitsbezug ist nicht zu haben: Die Wörter haben ein zu gutes Gedächtnis. Daran kann auch Sorokin sich nicht vorbeismuggeln.

Ulrich M. Schmid

Vladimir Sorokin: Die Herzen der Vier. Roman. Aus dem Russischen von Thomas Wiedling. Haffmans-Verlag, Zürich 1993, 200 S., Fr. 29.–.